Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 58 (1984)

Artikel: Vom Trinkwasser, den Abwässern und Ehgräben im alten Aarau
Autor: Elsasser, Theo
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-558977

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Theo Elsasser

Vom Trinkwasser, den Abwässern und Ehgräben im alten Aarau

Es war der kyburgische Stadtbaumeister, der im Auftrage des Landesherrn, Graf Hartmann IV., um 1240–50 den Bau der Stadt plante. Der Grundriss mit der Kreuzstrasse, den vier Stöcken und der sie umschliessenden Ringstrasse mit ihren Hofstätten, den Ehgräben und dem Lauf des Stadtbaches ist bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben. Die weiten Gassen mit dem zügig dahinfliessenden Stadtbach boten, solang dieser offen und sichtbar war, ein heimeliges Stadtbild mit Werk- und Tummelplätzen am Bach. Aus jener Zeit stammt das lokale Sprichwort: «Wer niemals in den Stadtbach gefallen, ist kein richtiger Aarauer.» Die breiten Gassen dienten dem Güterumschlag und boten Platz für die Waren- und Viehmärkte.

Über Jahrhunderte galt der Stadtbach, gespiesen von den Brunnquellen zwischen Unterentfelden und Suhr, als treffliche Wasserversorgung und Triebkraft der Wasserräder des städtischen Gewerbes. Ursprünglich schöpfte man das Trink- und Gebrauchswasser direkt aus dem Bach. Später wurden in der Gegend der Oberen Vorstadt Deichelleitungen in den Bachgrund gelegt, die den fliessenden Brunnen in den Gassen das Trinkwasser zuleiteten, wie es auf dem Stadtprospekt von 1612 deutlich sichtbar ist. So blieb es über Jahrhunderte. Hausfrauen, Mägde und Knechte trugen in Krügen und Eimern das Wasser zu den Küchen in die grossen Holz- und Kupfergelten. Auf dem gleichen Wege kamen auch der Stadtklatsch und die neusten Nachrichten in die Häuser.

Im 18. Jahrhundert gab es erstmals Klagen über unreines Trinkwasser, weil einzelne Holzdeichel undicht geworden waren. Besonders im Sommer drang das von der Sonne erwärmte und gelegentlich verschmutzte Bachwasser in die Trinkwasserleitung. Mit der Verlegung der Trinkwasserfassung bis zum sogenannten Bachabschlag in Suhr gelang es, die Wasserqualität zu verbessern. Auch war man stets besorgt, den Stadtbach sauberzuhalten. Alljährlich im September wurde er «abgeschlagen» und der Wasseranteil der Stadt in die Suhrermatten geleitet. Das war die Zeit des Bachfischets. Die Fische, die in den restlichen Tümpeln zurückblieben, galten als Allgemeingut, wurden von der Stadtjugend eingefangen und brutzelten letztendlich in den Bratpfannen der Aarauer Hausmütter. Hauptzweck des Bachfischets blieben aber stets die peinlich saubere Reinigung des Rinnsales, die Instandstellung der Ufer, Brücken, Stege und Wasserräder, dazu das Ausflicken und Erneuern der Deichelleitung für das Trinkwasser. Die Arbeiten geschahen im Gemeinschaftswerk. Erst nach der «Visitaz durch den Magistrat» liess man den Bach wieder der Stadt zufliessen. Es war ein Freudentag, wenn der Bach wieder durch die Gassen rauschte und anstelle des abgestandenen, in Fässern, Zubern, Gelten und Standen ge-

speicherten lahmen Trankes wieder frisches Quellwasser floss. Bis auf den heutigen Tag empfängt die Aarauer Jugend den Stadtbach beim Einnachten mit Lichterzug, Trommelschlag und Kadettenmusik und ruft dazu möglichst laut in die Nacht hinaus die alten Verse:

De Bach chunt, de Bach chunt,
sind mini Buebe alli gsund? Jo, jo, jo!
De Bach isch cho, de Bach isch cho,
sind mini Meitli alli do? Jo, jo, jo!
Fürio de Bach brönnt
d'Suhrer händ ne azündt
d'Aarauer händ ne glösche
d'Chüttiger, d'Chüttiger
rite-n-uf de Frösche!

Es ging gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts, als der Stadtbach mit seiner mittelalterlichen, anfälligen Wasserversorgung der Stadt und ihren Behörden andauernde Sorgen und Ärgernisse brachte. Man hatte Quellwasser im Zelgli, Gönhard und am Hungerberg gesucht. Wohl führte der Kreuzbrunnen am linken Aareufer bestes Trinkwasser. Die Quelle lag aber zu tief, und ihre Ergiebigkeit genügte nicht. Sein Wasser wurde zum Teil in Fässer abgefüllt und für einen Kreuzer die Mass in der Stadt verkauft. Da kam das, was helle Köpfe schon lange befürchtet hatten. 1854 brach in der Stadt eine katastrophale Choleraepidemie aus, die 81 Todesopfer forderte. In jenen Tagen weilte ein junges Aarauer Ehepaar auf der Hochzeitsreise in Köln. Es las in einer der dortigen Zeitungen die wenig schmeichelhafte Neuigkeit: «In einem kleinen, schmutzigen Städtchen in der Schweiz, Aarau, ist die Cholera ausgebrochen.»

Schliesslich schritt der Aargauische Regierungsrat ein. In einer sarkastisch geschriebenen elfseitigen Beschwerde vom 29. Mai 1855 heisst es: «Der Stadtbach, aus dem das Brunnenwasser erst ganz in der Nähe der Stadt genommen wird, hat seine Quelle etwa Fünfviertelstunden entfernt, am südlichen Abhang des Distelbergs, zwischen Suhr und Entfelden. Von dort fliesst er durch Suhr und stets der Strasse nach bis Aarau. Man kann sich leicht denken, dass der geringste Nachteil darin besteht, dass das Wasser auf diesem Wege, namentlich im Sommer, einen Teil seiner Kohlensäure verliert, wärmer und matter wird. Der grössere Nachteil besteht aber darin, dass Stoffe aus dem Pflanzen- und Tierreich der verschiedensten Art in das Wasser gelangen und dasselbe verunreinigen. Es ist nicht nötig auszumalen, was alles in Suhr und auf dem Wege nach Aarau, dem Aarauer Brunnenwasser Geschmack und Reiz verleihen mag. Darin stimmen auch sämtliche Aargauer Ärzte überein, dass dieses Trinkwasser schlecht und von nachteiligem Einfluss auf die Gesundheit sei.»

Der Regierungsrat verlangte innert vierzehn Tagen Bericht, wie den nachgewiesenen Übelständen abgeholfen werden

sollte. Es folgten in der Beschwerde ausführliche Schlussfolgerungen medizinischer Art, dass das verdorbene Trinkwasser Hauptursache jeder Choleraerkrankung sei.

Weiter heisst es: «Aarau, als Hauptort des Kantons, als Sitz der obersten Landesbehörden, der Militärschulen und der Kantonsschule angehalten wird für Zuteilung von bestem Trinkwasser zu sorgen, ansonsten die kantonalen Anstalten nach Brugg zu verlegen seien.» Damit war die Stadt am Point d'honneur getroffen!

Gewisse Leute schienen aber immer noch an die uralte Volksweisheit zu glauben, die lautet: «Fliesst das Wasser über hundert Stein, so ist es wieder gut und rein!»

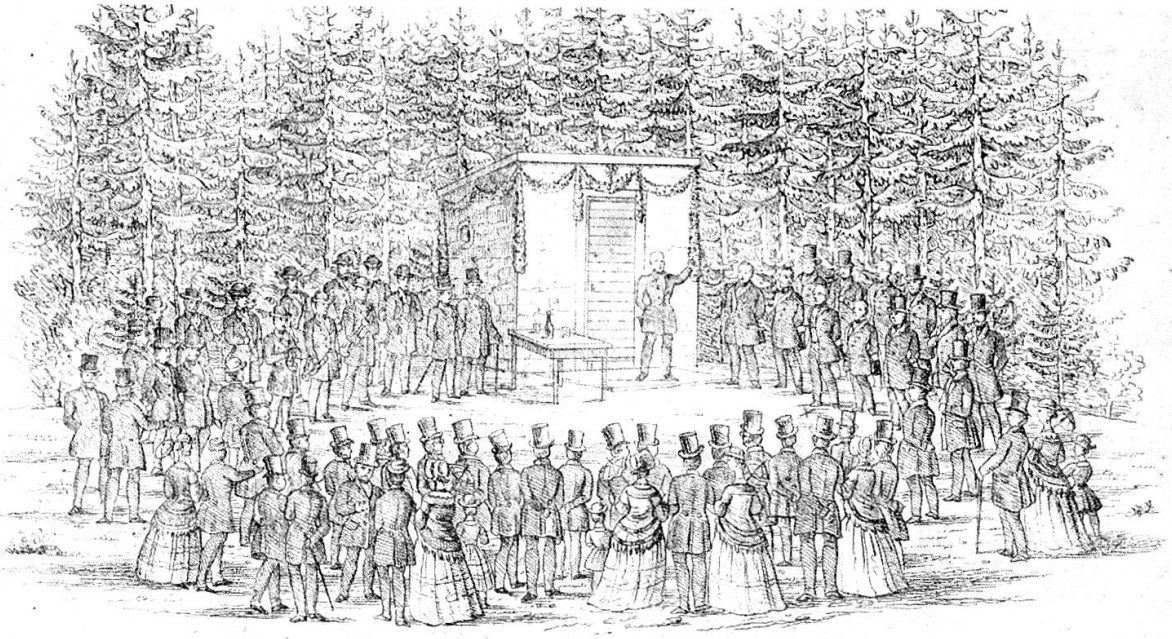
Die stadträtliche Antwort vom 6. Juli 1855 wagte unter anderm zu behaupten: «Dass die Gemeinde Aarau auf eine Seelenzahl von ca. 4600, vier laufende und mehrere Ziehbrunnen mit reinstem Wasser besitzt, so steht es also mit dem hiesigen Wasser nicht so schlimm, und viele Ortschaften würden sich glücklich schätzen, wenn sie nur dasjenige Wasser besässen, das vom hiesigen Bach geliefert wird. Wir werden übrigens, wie gesagt, den Gegenstand nicht aus den Augen verlieren, weil wir, nachdem einmal das Tagesgeschrei sich gegen Aarau gerichtet hat, alles aufbieten und der öffentlichen Meinung Rechnung tragen. Allein wir dürfen uns in einer Sache keine Fristen bestimmen lassen, welche einzig und allein von den Beschlüssen der Gemeinde abhängig gemacht werden kann.»

Doch die unglückliche Tatsache, dass bald darauf eine Leiche über vierzehn Tage oberhalb der Trinkwasserfassung lag, veranlasste ein süddeutsches Zeitungsblättchen zu melden, in einem schweizerischen Städtchen hätten die Bürger das Wasser ab der Leich getrunken. All das förderte den alten Plan, das saubere Wasser vom kleinen Brunnquell durch einen Stollen unter dem Gönhardberg durchzuleiten. Es dauerte aber noch drei Jahre, bis die Ortsbürgergemeinde am 24. Brachmonat 1857 den nötigen Kredit bewilligte und mit der Arbeit begonnen werden konnte.

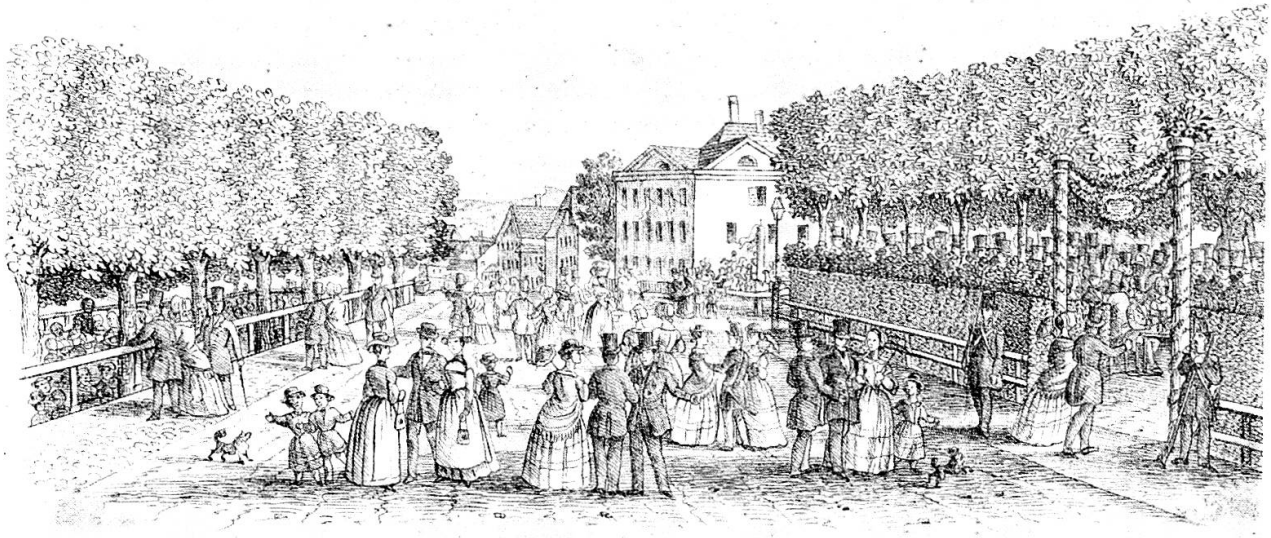
Im Festalbum zum Brunnen- und Jugendfest vom 24. August 1860 lesen wir: «Als der Bau wirklich in Angriff genommen wurde, zeigte es sich, dass es nicht nötig war, eine Quelle im Entfelder Tale zu benutzen, indem das reichhaltige, unterirdische Gewässer sich bis in den Gönhardberg hinein aufstauet und dort gegen den Südhang des Berges hin in seiner ganzen Fülle und Frische im Tunnel selbst gefasst werden konnte.» Nach mehr als zweijähriger Arbeit konnte die festliche Inempfangnahme des neuen Trinkwassers und dessen Leitung in die Stadt auf den 24. August 1860 angesetzt werden.

Der über hundertjährige Stollen misst 732 Meter, ist im Durchschnitt 90 Zentimeter breit und kann mit wenigen Aus-

1 *Brunnen- und Jugendfest in Aarau am 24. August 1860.*



1



1

nahmen aufrechten Ganges heute noch durchschritten werden. In festen Zementdeicheln floss einst das Wasser mit natürlichem Gefälle von der Brunnstube Süd zur Brunnstube Nord im Gönhard. Von dort rann es in ein Niederdruckreservoir in den Siebenmannschen Gütern über dem Stadtbach, wo heute das Verwaltungsgebäude der Industriellen Betriebe und seine Werkstätten untergebracht sind.

Über die Einweihungsfeier der neuen Trinkwasserversorgung vom 24. August 1860 ist eine umfangreiche illustrierte Festschrift von über sechzig Seiten erhalten geblieben. In Bild und Wort ist sie ein kostbares Zeitdokument nachbiedermeierlicher Festgestaltung in Prosa und Poesie. Unter anderm sprach der Festredner bei der Brunnstube Gönhard nachfolgende Worte:

«Es liegt nun nicht in meiner Aufgabe, hier, im Momente des Übergangs vom Bösen zum Guten, Vergleichungen zwischen Ehmals und Jetzt anzustellen, hinwieder möchte ich mir die Frage erlauben: Ob Sie nicht ein gewisses Wohlbehagen fühlen, bei dem nahen unterirdischen Rauschen, das, wenn auch leise, doch so freundlich an unser Ohr schlägt, ein Rauschen, verursacht durch den tief im Schosse der Erde in ewigen finstern Räumen still daher fliessenden Silberquell? – Aus unsichtbarem Born strömt ein kristallener, reiner Labetrunk zu, geeignet den Kranken wie den Gesunden zu erquicken und stärken. Darum begrüssen wir diesen längst ersehnten Tag mit seinen schönen Resultaten aus dem Innersten unserer Seele. Wir beglückwünschen unsere Vaterstadt, dass sie nun endlich im Besitze eines so unschätzbaren Gutes sich befindet, und schliessen mit dem Wunsch, dass dieser edle Quell stets rein erlabend, nicht nur uns, sondern für alle zukünftigen Generationen von segensreicher Wirkung sein möge! Mit diesem Wunsche bringen wir unserer Vaterstadt ein dreifaches Hoch!»

Aus der begeisterten Festschrift von 1860 spürt man die Entlastung, welche die neue Wasserversorgung der Stadt und den Behörden gebracht hatte. Aber Aarau vergrösserte sich, an der Hohlgasse und der Jurastrasse wurde gebaut, ebenfalls die schöne Lage im Zelgli nur als Bauland vorgesehen. So drängte sich der Ausbau einer Hochdruckwasserversorgung auf. Im Oberholz grub und sprengte man für ein Reservoir von 1000 m^3 den nötigen Raum aus den Felsen. Damit wurde 1900 der Ausbau für Hochdruckhydranten zur besseren Brandbekämpfung möglich. Die Hoffnungen erfüllten sich aber nicht sofort. Bald fehlte es an der vom Stadtbach betriebenen Turbine in der Obern Mühle oder an den Kolbenpumpen. Letztere erzeugten ein klopfendes Geräusch in der nähern Umgebung, so dass im Weinkeller des Goldenen Löwen der Wein sauer wurde, was einen langwierigen Prozess nach sich zog. Mit dem Bau einer modernen Pumpanlage im Verwaltungsgebäude wurde die Hochdruckwasserversorgung

endlich leistungsfähig, und im Goldenen Löwen gab es keinen sauren Wein mehr.

Da der Wasserbezug aber ständig zunahm, musste im uralten Quellgebiet des Stadtbaches der Grundwasserstrom angezapft und ins Oberholz gepumpt werden. Damit geschah erstmals die Beimischung von Grundwasser zum Quellwasser. Mit der Suhrenkorrektion von 1942 sank der Grundwasserspiegel in den Suhrermatten ganz beträchtlich. Wo seit Jahrtausenden Wasser in grosser Menge aus der Erde gequollen war, sah man das trockene, sauber gewaschene Kies. Doch rechtzeitig hatte man in der Telli, später im Rohrerschachen den Aaregrundwasserstrom angezapft. Auch kommenden Generationen ist im grundwasserreichen Aargau vom Küchenhahn bis zum privaten und öffentlichen Schwimmbad genügend Wasser vorhanden.

Ehgräben

Im Wort Ehgräben steckt der Begriff «eh und ehe». Beide Wörter bedeuten sinngemäss rechtmässig, legitim, gesetzlich festgelegt. Die Ehe im engeren Sinne bezeichnet das von Gott und Menschen erlaubte und gesegnete Zusammenleben von Mann und Frau mit allen Folgen und Pflichten. Eheliche Kinder galten schon nach dem «Lob der Herkunft» zum vornherein als treu, zuverlässig und tugendhaft. Dies im Gegensatz zu ausserehelich gezeugten Mitmenschen, die oft lebenslang ungeliebt, verstossen, missachtet blieben. Es war dies eine Einstufung voller Ungerechtigkeit. Der landläufige Ausdruck «Kind und Kegel» wertet den ehelichen und unehelichen Nachwuchs. – Doch konnten, je nach Stand und Würde des Erzeugers, auch von Kebsweibern und Mätressen geborene Kinder Stand und Titel erben.

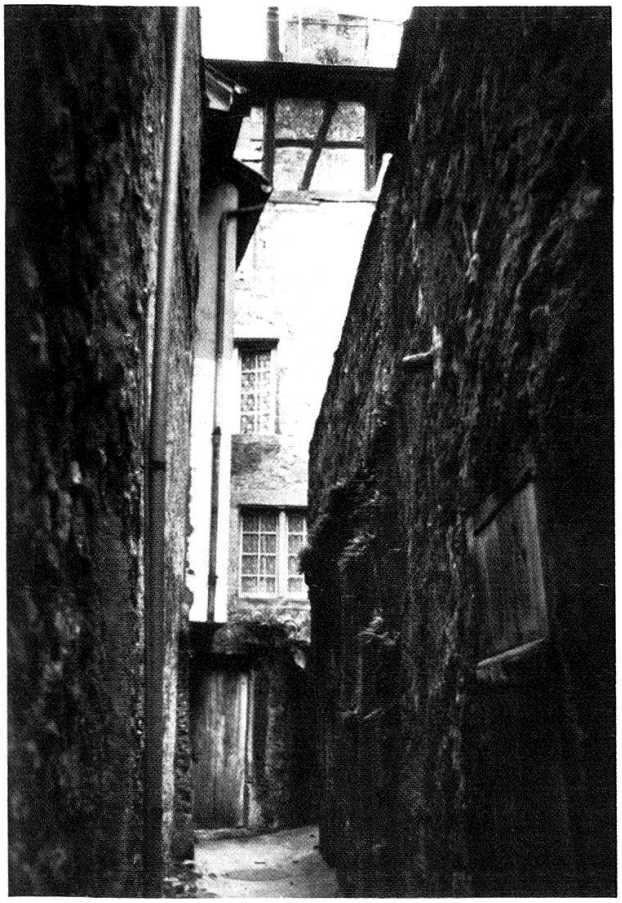
Die Ehfäde (heute nicht mehr gebräuchlich) bezeichnete obrigkeitlich festgelegte Grenzen und Zäune. Im gleichen Sinne spricht man von ehhaften Rechten, Fischenzen, Schürf-, Herbergs- und Tavernenrechten.

Uns interessieren die Aarauer Ehgräben, andernorts auch als Feuer- und Löschgräben benannt. Schon die Antike kannte, besonders in den römischen Städten, ehgrabenähnliche Kanalisationsanlagen. Es sind dies meist die engen Durchgänge zwischen zwei und mehreren Häusern mit einer grabenförmigen Vertiefung im gewachsenen Boden, später mit Steinen gepflastert, heute meistens mit Längsschalen ausbetoniert.

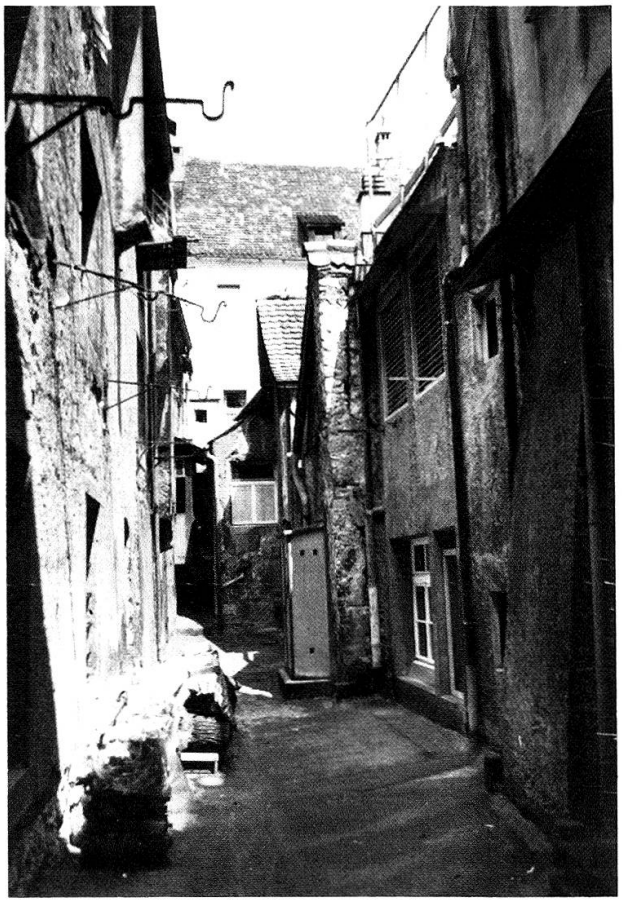
Was war der ursprüngliche Zweck der im 13. Jahrhundert geplanten Engpässe? Im Wörterbuch der Gebrüder Grimm von 1830 steht unter Ehgraben: «cloace, dadurch man allen wuost und unflat fergket.» Im deutschen Rechtswörterbuch heisst es: «das die eegräben so wyt sollend syn, dass sich ein einjährig schwyn darin mög umb

2 *Ehgraben Kronengasse–Pelzgasse. Mittelstück.*

3 *Ehgraben Milchgasse.*



2

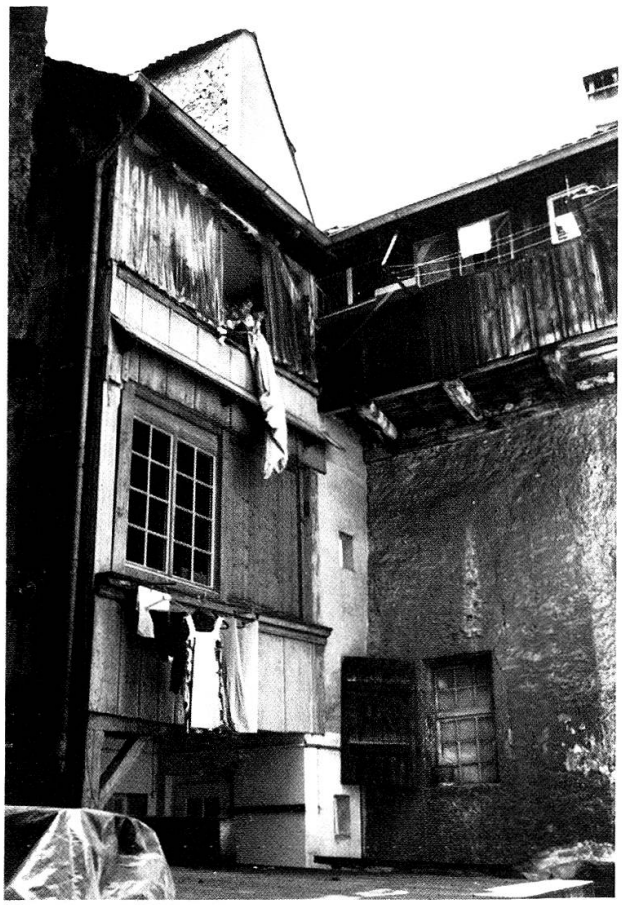


3

keren.» Das Schweizerische Idiotikon meldet: «Grenzgraben und Kloaken, durch das Gesetz bestimmte Abzugsgräben zwischen zwei Häuserreihen einer Stadt, in welchen sich die Aborte entleeren.» Die Aarauer Ehgräben betritt man stets durch eine verschlossene Holztüre im rechten Winkel zur Gassenrichtung. Noch heute finden wir in den Ehgräben Dutzende solcher «Häuschen», entweder eingeklemmt zwischen den Brandmauern, als Anhängsel an den Fassaden oder versteckt in einem Laubenwinkel. Selbstverständlich ausgerüstet mit Wasserspülung und Handbrünnelein. Ursprünglich waren diese Aborte primitive kastenähnliche Holzkonstruktionen mit einer Brettertüre, in deren obern Hälfte meist ein herzförmiger Ausschnitt und gegenüber ein winziges Fensterlein für Durchlüftung sorgten. Eine truhenförmige Kiste mit zwei verschieden grossen Rundlöchern samt Dek-

4 *Ehgraben Adelbändli bis östlich Stadtkirche.*

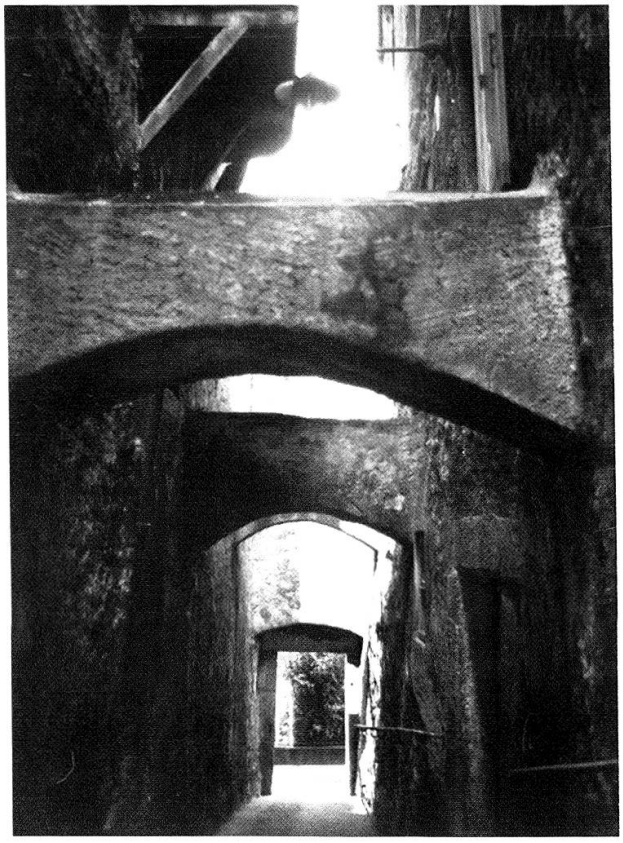
kel boten kleinen und erwachsenen Erdenbürgern Gelegenheit, ihre Notdurft zu verrichten. Der Kot fiel durch senkrechte Holzkännel in die mit dicken Brettern überdeckten Senklöcher neben den Ehgräben. Periodisch erschienen die «Kübelmänner», welche die ekelerregenden Gruben ausschöpften, ihren Inhalt in hohe Kübelstanden leerten und zweimannstark auf den Achseln an langen Stangen aus den Gräben zu den Gassen trugen. Als Dünger fuhr man die Fäkalien in die Gärten und Bündten vor den Stadtmauern oder zu den Rebbergen am Hungerberg. Noch im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts war diese Entsorgungsart üblich. So unappetitlich das Latrinenthema erscheinen mag, gehörten die Einrichtungen und die Pflege derselben zu einer sauberen Stadt. Ja, die Ehgräben haben sogar Eingang in die klassische Weltliteratur des «Decamerone» von Giovanni Boccaccio gefunden. – Durch die offenen Ehgräben leitete man auch die Abwässer der Schüttsteine und das Regen- und Schmelzwasser der Dachtraufen. Speiseabfälle aus Haushalt und Gasthöfen verwertete man zur Schweinemast. Die Pferche standen neben den Ehgräben. Vielfältige Düfte, deren Herkunft aber noch leicht erkennbar war, entstiegen den engen Häuserschluchten. Tröstend ist zu vernehmen, dass in der Beschwerde des Aargauischen Regierungsrates über die Aarauer Trinkwasserversorgung vom Jahre 1855 lobend hervorgehoben wird, dass die Ehgräben in Ordnung seien und regelmässig gereinigt würden. Anschliessend an den Ausbau der modernen Wasserversorgung von 1860 förderte der Stadtrat energisch den Ausbau der Hausanschlüsse, und neu kam der Wasserhahn über dem Schüttstein der Küche in Gebrauch. Zugleich wurden die Abwässer durch Tonröhren unterirdisch durch die Ehgräben der Aare zugeleitet. Beide Röhrensysteme, die des Trinkwassers und die



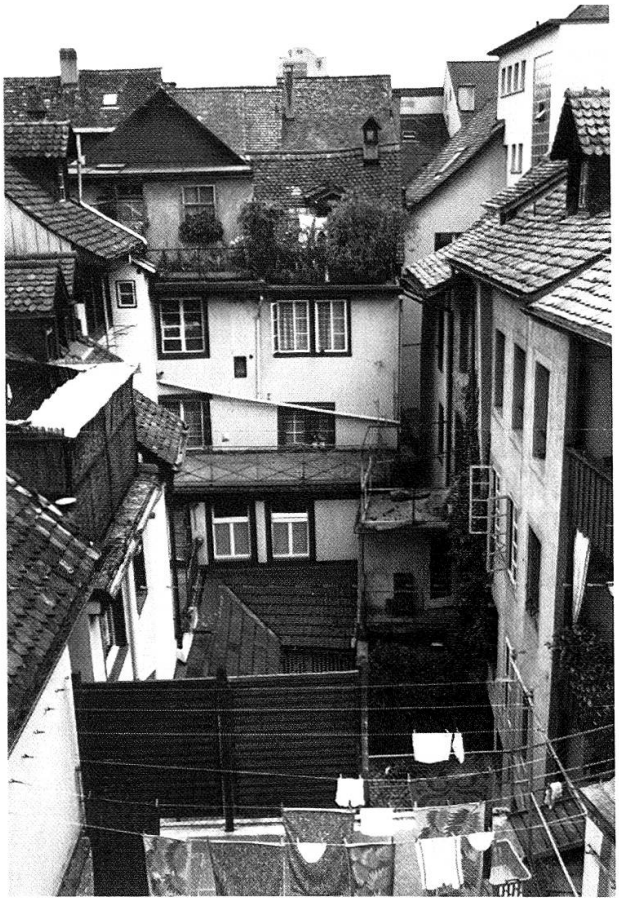
4

5 *Katzentörli in der Halde.*

6 *Hinterhof im Stock Rathausgasse, Kronengasse, Pelzgasse.*



5



6

Kanalisation, liegen heute noch unter den Ehgräben. Diese dienen also, wenn technisch auch in anderer Form, teilweise noch ihrem ursprünglichen Zwecke.

Noch in meinen Bubenjahren spülten während der Sommerszeit die Bauamtsarbeiter alle drei Wochen mit dem Hochdruckwasserstrahl aus dem Wendrohr sämtliche Ehgräben aus. Der Taubenkot und alles, was aus Fenstern und von Dachtraufen fiel, wurde in die Kulissen geschwemmt. Das waren die Tage, da die Stadtbuben sonst unzugängliches, städtisches Neuland entdecken konnten. Auch Schulkameraden aus Altstadthäusern ermöglichten es uns, durch Läden und Werkstätten in die verwinkelten Engpässe und Hinterhöfe einzudringen und Versteckens zu spielen. Auf leisen Sohlen stieg man zu den weiträumigen Estrichen auf und genoss die Sicht auf Dächer, Kamine, zum Stadt- und zum Kirchturm und ganz besonders den Tiefenblick in Höfe, Lauben und in düstere Winkel.

In den vier Stöcken der Altstadt, am Rain, in der Halde und in der Vordern Vorstadt gibt es rund ein Dutzend Ehgräben, darunter hat es kurze, eng verschattete. In bestimmten Abständen sind Gewölbestreben eingebaut, dass nicht einmal beim hellen Tageslicht gute Fotoaufnahmen möglich sind. Daneben führen breite, lange, über wenige Stunden durchsonnte Durchgänge zu kleinen, hellen Hinterhöfen. Einzelne dienen als öffentliche Durch-

gänge von Gasse zu Gasse. Jedermann bekannt ist die Fussgängerverbindung zwischen der Vordern und der Hintern Vorstadt und das Katzentörli in der Halde, das einst am Aareufer endete, heute zu den Haldengärten führt. Im Mauerwerk der Ehgräben entdecken wir gelegentlich schmiedeiserne Flacheisenstreben, worin zwei sich nach oben öffnende Ausbuchtungen zu sehen sind. Diese trugen einst rundgehobelte Holzstangen, worüber die nasse Wäsche zum Trocknen gelegt wurde.

An der Rückseite der alten Gassenhäuser, also gegen die Ehgräben und Hinterhöfe, stehen oft übereinander aufgestockt hölzerne Lauben mit ihren Treppenhäusern und Aborten. Gegenseitig und um die Ecken sieht man sich in die Wohnräume und Küchen. Je nach Gemüt und Kontaktfreudigkeit der Nachbarn ergeben sich freundnachbarliche Beziehungen, die das Gemeinschaftsleben fördern, gar zum Fensterlen und Chiltgang verleiten. In alten aargauischen Bauerndörfern hört man nicht selten den alten Reim: «Hürot über de Mischt, de weisch wer's ischt!» Ähnliches lässt sich über die Ehgräben sagen.

Bei den aneinandergebauten Gassenhäusern war eine Vergrösserung der Arbeits- und Wohnräume nur durch Aufstocken oder Überbauung der Hinterhöfe möglich, wobei die Ehgräben frei bleiben mussten. So entstanden mit der Zeit zahlreiche An- und Aufbauten mit verschiedenen Höhen und Dachabschlüssen. Kleine Flachdächer wurden grosse Mode, denn darauf liessen sich Wäschehängen einrichten und lauschige Dachgärten ausgestalten, die als Arbeits-, Sonnen- und Badeplätze geschätzt sind. Das aufmerksame Auge entdeckt im Weichbild der Stöcke reizende Spitzwegmotive. In diesen Sonnenstuben baden die Mütter ihre Kleinkinder. Je nach Sonnenstand findet man sich zum Frühstücks-, Mittags- oder Abendtisch während der warmen Jahreszeit. Mit Schilfmatten, Blumen und rankendem Grün hat manch ein Altstadtbewohner sein Tuskulum errichtet.

Vor vielen Jahrzehnten lebte in der Pelzgasse ein menschenfreundlicher Junggeselle, seines Berufes ein tüchtiger Besen- und Bürstenbinder, der sich einen beachtlichen Wohlstand erarbeitet hatte. Ein riesiger Stubenwischer hing über seinem Ladeneingang und warb um Kundschaft. Eines Tages passierte dem lebenslustigen Meister ein kleines Malheur. In Erinnerung an seine Jugendzeit, die er im elterlichen Hause verbracht hatte, liess er eines Tages zur Sommerszeit, er zählte nicht mehr zu den Jüngsten, eine grosse Blechbadewanne in die Mitte seines Dachgartens stellen, um wieder einmal den Badefreuden zu huldigen. Im Fussteil war die Prachtswanne eng und schmal, weitete sich aber zu einer ausladenden Ründe für Gesäss und Leib. Halb liegend, halb sitzend genoss unser Meister beschaulich das Wellenspiel im sonnenwarmen Wasser. Als

gegen Abend die heisse Sonne hinter den nahen Firsten verschwand, wollte er, mit der Welt und sich selbst zufrieden, dem Bade entsteigen. – Aber jeder Versuch misslang, nirgends fand er Halt. Er hatte seine Kräfte überschätzt, um sich aufzustemmen. Da war guter Rat teuer. – Um kein Aufsehen zu erregen, begann er mitsamt Wanne und Wasser kräftig seitwärts zu schaukeln, bis ein gewaltiger Wasserschwall über den Terrassenboden schoss, die Wanne kippte, das Wasser in den Hinterhof platschte – und der Meister nackend am Boden lag. Am umwachsenen Geländer richtete er sich auf und verschwand in der nahen Dachkammer.

Während der beiden letzten Weltkriege lebten als Neuzuzüger in einzelnen Ehgräben, wohlversorgt in improvisierten Ställen muntere Kaninchen, deren einzige Aufgabe es war, die Fleischrationen der Familien zu vergrössern und damit der darbenden Menschheit einen Gefallen zu tun. Familienväter, Hausmütter und Kinder begaben sich einzeln und gesamthaft auf die Futtersuche für den kleinen Viehstand. Man suchte an Strassenbördern, an Aare- und Bachufern und an Waldrändern, kurz dort wo zu finden, das nötige Kaninchenfutter zusammen, und steckte es in einen Emballagesack. Auch auf Jurawanderungen stopfte man leere Rucksäcke mit Kaninchenfutter aus. Sogar an Schulreisen klaubten Mädchen und Buben Löwenzahn- und Kleebüschel als Leckerbissen für die lieben Nager ihrer Mitschüler. Kaninchenmäster, die gute Beziehungen zum Bauernstand hatten, wussten sich auch «schwarzes Futter» zu verschaffen. Als «schwarz» bezeichnete man während des Krieges Notzeit jegliche Nahrung, die ohne Karten und Coupons ins Haus oder in die Ställe kam.

Als nach dem zweiten Weltkrieg unerwartet der allgemeine Wohlstand ausbrach, verschwanden die sogenannten «Tablarkühe» aus den Ehgräben. Dafür findet man gegenwärtig in stillen Winkeln Schachteln und Harasse mit leeren Flaschen in den altehrwürdigen Gräben.